

der Ermordung der Herzogin, seine Genehmigung. Darin wird erwähnt, daß sich der Herzog bereits über den Kardinalpriester Hugo von St. Sabina brieflich an den Papst Alexander IV. zur Buße für seine Sünden (pro suorum satisfactione peccaminum) gewendet habe. Es sei ihm aufgelegt worden, mit einer Anzahl Soldaten zur Unterstützung des Heiligen Landes auszuziehen. Wenn ihm dies aber nicht möglich sei, sollte er ein Kloster des Karthäuserordens aus seinem eigenen Vermögen gründen und so dotieren, daß 12 Angehörige dieses Ordens ein ausreichendes Auskommen hätten. Da aber der Herzog die Reise in das Heilige Land nicht habe antreten können und in seinem Lande sich kein Kloster des Karthäuserordens befinde, habe er damit begonnen, auf seinem Grund und Boden, genannt Fürstenfeld, ein Kloster zu bauen, in das er Zisterzienser Mönche einzusetzen beabsichtige. Unter der Voraussetzung, daß der Herzog nicht verpflichtet sei, aus einem anderen Grunde ein Zisterzienserkloster zu bauen, wurde mit

dieser Bulle der Bischof von Freising ermächtigt, der Bitte des Herzogs zu entsprechen. Diese Genehmigung erteilte Bischof Konrad ein halbes Jahr später, am 14. Juni 1266. Inzwischen veröffentlichte Herzog Ludwig am 22. Februar 1266 seine Charta Foundationis, den großen Stiftungsbrief. Von diesem Tage an konnte die Existenz des Klosters als gesichert gelten. Nun beginnen die Urkunden des Klosters, vom Abt und seinen Mönchen unterschrieben und gesiegelt, zahlreicher zu werden. Die Klosterleitung war im Rahmen ihrer Befugnisse berechtigt, Grundstückskäufe und -verkäufe sowie Tauschhandlungen vorzunehmen. Der Abt war Herr über seine Grundholden geworden und hatte das sog. Kleine Gericht über die ihm hörigen Bauern und Bürger erhalten.

Quellennachweise:
 Handschriftliche Chronik des letzten Abtes von Fürstenfeld
 Gerhard Führer, StB München, Cgm 3920.
 Monumenta Boica 9, S. 89 - 340.
 Urkundenbuch des Klosters Fürstenfeld, HStA München.

Mundartliche Sonderheiten im Raume der Glonn und Amper

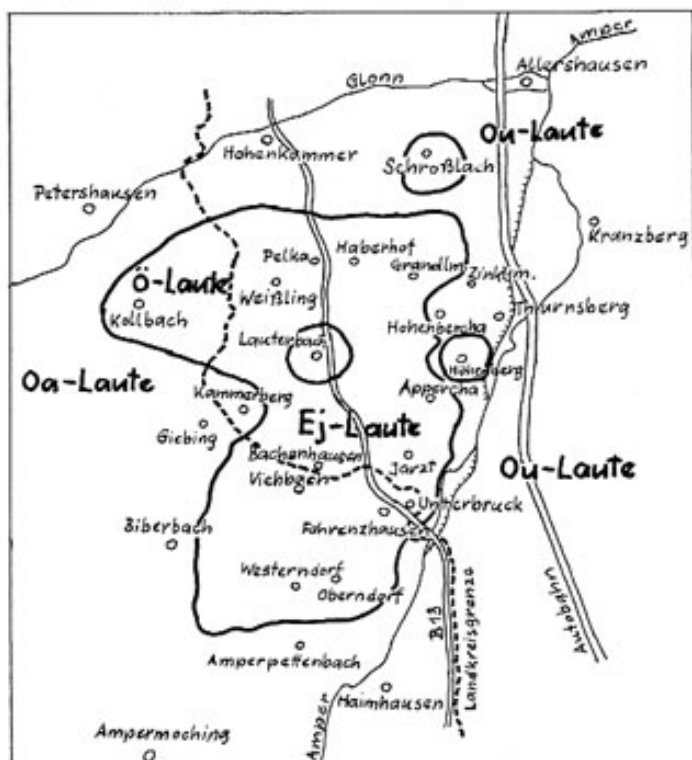
Von Oberlehrer Heinrich Rothenberger

„Hinter'm Heiserl hockt a kloans Meiserl und schaut a weni vüri.“ In die Schriftsprache übersetzt heißt dieser Kinderreim: „Hinter dem Häuschen sitzt ein kleines Mäuschen und schaut ein wenig hervor, aber ganz unbedeutend!“ Ein geflügeltes Wort unserer Gegend ist: „Loß dö do hoameig'n, du Kletz'nsepp!“ In die Hochoder Schriftsprache übertragen müßte es lauten: „Las-

sen Sie sich doch heimviolin, Sie getrockneter Birnenjosef!“ Fürwahr, ein großer Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache. Die Mitte beider Sprachen bildet aber die Umgangssprache, ein Mittelding, deren Lautbestand noch voller Landschaftsklänge steckt, eine Sprache, die zwar von der Mundart gefärbt ist, aber schon die Tendenz zur Hochsprache hat. Die Schriftsprache zeigt sich trotz allem als kein verdrängender Ersatz für die Mundart, sondern lediglich als der vor-dere Teil.

Schwer fällt unseren Leuten die Umgangssprache und mit der Hochsprache stehen sie teilweise auf Kriegsfuß. Das bringt ihnen oft viele und harte Kritik. Man wertet sie ab und stuft sie falsch ein, ja man stellt sie zurück und zieht andere vor. Redegewandt zeigen sich unsere Leute nur, wenn sie sprechen dürfen wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und wer sie einmal diskutieren hört, wundert sich nicht nur über ihre Schlagfertigkeit, sondern auch über den beißenden Spott ihrer Worte. Es soll gewiß kein Hieb auf irgend eine Stammesgruppe sein, wenn ich zitiere: „Bei an Boar braucht ma a Johr bis ma schpannt, daß er wos ko — und bei an andern braucht ma a Johr bis ma mirkt, daß er nix ko.“ Spiegelt dieser Satz nicht eine treffende Selbstkritik? Offenbart er aber nicht auch eine kleine, harmlose Bosheit? Gewiß, aber in dieser neckenden Bosheit ist noch lange keine Rivalität der Stämme zu suchen! So ist also die Sprache ein Mittel der Verständigung, ein Band, das die Menschen gleichen Stammes verbindet und zusammenschließt. Aber auch die Mundart steht in diesem Dienste. Sie erzieht in ganz besonderem

Mundartgrenzen zwischen Amper und Glonn



Maße zur Heimatliebe, aber auch zur Anerkennung des Stammesfremden, besonders in der heutigen Zeit der Stammesvermischung.

Wer aber die Mundart abwertet und gering einschätzt, vergißt, daß in ihr Geschichte steckt. Sie enthält nämlich Wortgut längst vergangener Zeiten.

Wer vermutet in dem Wort „Bißgurn“, das wir so häufig für eine Giftspritze oder ein streitsüchtiges Weib verwenden das mhd. Wort „gure“ (Stute)? Nicht anders ist es mit „kreischen“. Es kommt von „kriszen“ (stöhnen), daher auch der Name Kreißsaal! „Dockalnett“ läßt sich von „tocha“ (Puppe) ableiten und unser „Eingnampa“ (einschlafen oder einnicken) von „gnappen“ (nicken). Selbst das „Bachelrwarm“, jene Bezeichnung für eine wohltuende Wärme geht auf das mhd. „bachen“ (Wasser lassen) zurück. All die bisher genannten Wörter sind mittelhochdeutschen Ursprunges. Das Wort „aufmern“, also kaputt machen, ist sogar gotischen Ursprunges (marzjan rühren, wühlen im Sinne eine Ordnung zerstören). Die gelungene Wortverbindung „Flitscherletui“ (Beiwagen eines Motorrades) setzt sich zusammen aus „Flitschn“ (ahd. flitarezzan, schmeicheln), einst wohlwollend, heute aber eine Abwertung, unziemendes Weibsbild und dem französischen Wort Etui (Schachtel, Behälter). Auch in dem Wort „Magant“, das bei uns so häufig gebraucht wird, steckt altdeutsches Wortgut (mark, markieren, also kennzeichnen und schließlich im übertragenen Sinn „vortäuschen“).

In den Wörtern in oaner „Tur“ (Tour), und „Manier'n“ (manière) werden französische Wörter sichtbar. Der „Bambs“, der seine Mutter „sekiert“ bringt uns mit dem Italienischen in Berührung (bambino Kind, seccare schneiden). Der Radi (Rettich) und der „Gugumara“ (Gurke) sind lateinischen Ursprunges (radix Wurzel, cucumis Gurke). Unsere „Stum“ (Stube) führt nach England (stove = Ofen).

Wer möchte aber hinter den echt bayerisch klingenden Worten „der hot an eiwendig'n Pekl“ (inneren Schaden) ein hebräisches Wort suchen? (pekl = Schaden). Auch der Ruach (nimmersatter, geiziger Mensch) ist hebräischen Stammes. Dieses Wort ließe sich auch aus dem Mittelhochdeutschen (ruachen) belegen und heißt seinen Sinn an etwas hängen. „Schix“ (liederliches Mädchen) stammt vom hebräischen Wort „schekez“ (Abscheu). Ein christliches Mädchen war dem Juden ein Abscheu, aber auch die Christen bezeichneten Judenmädchen so! Dieser kleine und kurze Gang durch die Mundart soll etwas vom Werden unserer Sprache gezeigt haben. Er war gedacht für alle jene, die sich so erhaben über diese „bäuerliche Sprache“ dünken. Aber Mundart genau betrachtet, offenbart uns wie sie gewachsen ist und erfüllt uns mit Achtung. Wir können auch ein wenig spüren, wie fremde Namen erst allmählich mundgerecht wurden. Ein Stück Lebenswirklichkeit spiegelt sich in der Mundart, aber wir finden auch ein Stück Siedlungsgeschichte in ihr.

Weisen nun die im Raume von Hohenbercha aufgezeigten lautlichen Sonderheiten unserer Mundart auf siedlungsgeschichtliche Wellen hin? In einer kleinen

Skizze sind die Gebiete der „Ou-, Oa- und Ej-Laute“ festgehalten.

Zunächst entdeckt man in Schroßlach unverfälschten pfälzischen Dialekt. In diesem Ort geht also noch „der Parrer mit der Peip in die Kerk“. So klingt es bei den 60- und 70jährigen Leuten, während die jungen unverfälschtes Bayerisch sprechen. Mit den alten Leuten stirbt nun das Pfälzisch in unserem Raume aus.

In den Jahren 1810 bis 1820 erfolgte in Zinkmiltach, Grandlmiltach, Thurnsberg und Appercha eine Einwanderung vom Rhein her. Auf diese Zeit gehen auch die evangelischen Ansiedlungen zurück; wohlgemerkt, es waren auch einzelne Katholiken darunter. Diese „Rheiner“, wie man sie allgemein nannte, erwarben schnell vergantete Höfe. Es war für unsere Gegend eine Zeit der Bauernkrise. 1797 zogen die Franzosen durch. 1798 war das österreichische Regiment Erzherzog Karl in Allershausen einquartiert. 1800 kamen die Franzosen aus Pfaffenhofen und zogen nach Hohenlinden. Zweifellos waren das schwerwiegende Ereignisse, die manchen Bauern entmutigten. So erwarben die Fremden (Rheiner) verhältnismäßig günstig die Höfe und dank ihrer verfeinerten, landwirtschaftlichen Anbaumethoden hatten sie auch mehr Erfolg. Außerdem besaßen sie auch eine größere Erfahrung mit der Bewirtschaftung von feuchten und nassen Böden. Ein weiterer Grund mag auch die Tatsache gewesen sein, daß die Rheinländer ihren Boden preisgünstig verkaufen konnten. So war es ihnen möglich, daß sie für den Preis eines Tagwerkes drei bayerische erwerben konnten. Der Hauptgrund aber, weshalb die Rheiner zu uns kamen, war wohl das bayerische Toleranzedikt von 1800, welches sämtlichen christlichen Bekenntnissen Religionsfreiheit gewährte.

Laut der Pfarrmatrikel von Allershausen kauften 1834 Georg Kiefer, Andreas Kiefer und Wendelin Hering, früher Ackerleute zu Haßloch im Rheinkreise ansässig, den freistiftigen Schroßlachhof miteinander zur gemeinschaftlichen Bewirtschaftung um 9 044 fl. Pfarrer Gassing berichtet in seinem Buch „Die Pfarrei Allershausen“, daß aus dem Schroßlacher Hof vier Anwesen entstanden und diese Siedlung ca. 34 Seelen zählte. Hier in Schroßlach, einst ein Weiler, hat sich die Pfälzer Mundart erhalten. Die Pfälzer waren unter sich abgeschlossen. Diese Gesellschaft der Rheiner wechselte wohl in den einzelnen Gliedern, die Menge der Personen schwankte, aber das Zusammengehörigkeitsbewußtsein ließ ihre Mundart nicht sterben.

In Zinkmiltach erleben wir das gegenteilige Beispiel. Auch hier erwarben die Rheiner Höfe, teilten diese oder vertauschten sie. In Vergessenheit geraten sind die Namen: Eppelsheimer, Jakob Schmid, Georg Feuerstein, Peter Kalina, Moser, Lohr, Binderwolf, Karl Rink. Einige der Rheiner verkauften ihre Höfe wieder. Der Rest der kleinen Gesellschaft und vor allem ihre Kinder wurden den Daseinsgesetzen entsprechend angeglichen und in die dörfliche Gemeinschaft eingegliedert. Nur noch der Hofname „Feister“, ehemals Feuerstein, erinnert in dieser Ortschaft an die Anwesenheit der Rheiner. Ihr Dialekt ist im Miltachtal ausgestorben.

In dem Weiler Höhenberg trifft man in den Worten mit langem „o“ (Tor) die Lautung „oa“ (Toar). Mitten in unserem Sprachgebiet finden wir eine „Dachauer Sprachinsel“ (Roat, Koarn, Doar). Eine inzwischen schon Verstorbene, die mit 90 Jahren geistig noch sehr frisch war, erinnerte sich, daß in Höhenberg schon immer „dachauerisch“ gesprochen wurde. Aus den Pfarrmatrikeln von Hohenbercha konnte ich feststellen, daß am 4. 7. 1882 der Bauer Georg Glas aus Röhrmoos hier einheiratete. Mit ihm zog sein heimatlicher Dialekt in unsere Gegend ein. Am 8. 4. 1902 kam schließlich Blasius Reischl aus Steinkirchen bei Dachau auf das Anwesen. So blieb die Mundart auf dem Weiler zunächst erhalten.

Eine genaue Grenzlinie um die fast schwäbischen Laute, die in der Ortschaft Lauterbach besonders stark hervortreten, ist sehr schwierig zu ziehen, denn diese Sprach-eigentümlichkeit „hosch“ (hast), „Kasch'n“ (Kasten), „Misch“ (Mist) „d'Schoi“, (Schule) reicht sogar teilweise bis Thurnsberg und Grandlmiltach herab. Ein alter Hofname könnte dafür eine an den Haaren herbeigezogene Erklärung sein. Dieses Haus hieß beim „Schwob“ (Schwabel) und wurde um 1900 abgerissen. Es ist aber auch interessant zu wissen, daß viele ehemalige Hüter (Dorfhirten) aus dem Allgäu stammten.

Wesentlich genauer und fast ohne Verzahnung kann man die Grenzlinien der hellen, breiten „Ej-Laute“ festlegen. Hier gibt es kein Übergangsterritorium für die aufgezeigte Eigentümlichkeit: Dejd, rejd, Dejr, Kejn. Das lange „O“ in den Wörtern „rot, tot, Tor, Korn“ wird mundartlich zum „Ej-Laut“. Es handelt sich hier um eine Palatalisierung. Diese Sonderheit in unserer Mundart beginnt in Grandlmiltach, ist über Haberhof, Pelka, Lauterbach, Appercha, Jarzt, Fahrenzhausen weiterzuverfolgen und endigt schließlich in Westerndorf, während in der nächsten Ortschaft Biberbach schon die „Oa-Lautung“ beginnt. Interessant ist zu wissen, daß im Inn- und Salzachviertel, z. B. in der Gegend von Altenmarkt, diese „Ej-Laute“ ebenfalls vorkommen. Besteht hier vielleicht eine siedlungsgeschichtliche Verbindung? Wenn man dieses Gebiet der Ej-Laute auf dem Napoleonischen Kataster betrachtet, so stellt es sich noch als eine große Auenlandschaft vor. Das Miltachtal, ein Quertal zur Amper, weist feuchte und nasse Wiesen auf. Die Miltach mündet in die Amper und hatte, wie ich von alten Leuten erfuhr, 1910 noch einen großen Fisch-

reichtum aufzuweisen. Sie besaß teilweise mannstiefe Gumpen und machte ihrem Namen Miltach (mhd. milte Ache reichlich, ergiebig) solche Ehre, daß die Dorfbewohner für die Fast- und Abstinenztage genügend Fische hatten. Nicht viel anders mag es auch mit dem Rettenbach gewesen sein. Es ist eine alte Tatsache, daß man Jahrhunderte lang nasse Böden und Auenlandschaften mied. Erst der preußische König Friedrich Wilhelm (1713 - 1740) leitete eine staatlich geförderte Moorbesiedlung ein; in Bayern erwarb sich Kurfürst Karl Theodor (1777 - 99) in dieser Hinsicht große Verdienste. Wurden die Ej-Lautungen vielleicht erst in dieser Zeit des weiteren Landesausbaues durch neue Siedler in diesem Landstrich heimisch?

Andererseits werden die Orte Appercha 1225, Jarzt 1174, Fahrenzhausen 1020, Oberndorf 1270, Westerndorf 1315 und Grandlmiltach schon 1381 erstmals erwähnt und waren bereits um 1500 kaum schwächer besiedelt als die umliegenden Siedlungen. Es müssen deshalb noch andere Ursachen für die „Ej-Sprachinsel“ in Betracht gezogen werden. Überall dort, wo verschiedenen Sprachen oder Mundarten aufeinanderstoßen, ist das konservative Verharrungsvermögen besonders stark ausgeprägt, wodurch hier alte Ausdrücke und Lautungen erhalten bleiben, während die Sprachentwicklung abseits dieser Grenzen schneller zu Veränderungen der alten Mundart führt. Es könnte sich deshalb bei den Ej-Lauten um alte mundartliche Formen handeln, die früher eine wesentlich größere Verbreitung hatten.

Es wäre aber auch möglich, daß nach den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges oder nach Pestzeiten hier eine neue Besiedlung einsetzte, die die Ej-Lautungen mitbrachte. Schließlich könnte es aber auch sein, daß ein früherer Herzog seine Kriegsgefangenen in diesen Quertälern der Amper ansiedelte, wie z. B. Karl der Große die Sachsen.

Wir sehen, daß unsere mundartlichen Eigenarten siedlungsgeschichtliche Vorgänge widerspiegeln, die aufzuheilen eine lohnende Aufgabe der Forschung wäre.

Quellennachweise:

- Grassinger, Josef: Pfarrei Allershausen. München 1866.
Wallner, Eduard: Altbairische Siedlungsgeschichte. München 1924.
Winkler, Karl: Heimatsprachkunde des Altbayerisch-Oberpfälzischen. Kallmünz 1934.
Lexcr: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch. Leipzig 1936.

Wolfgang von Weichs, Freisinger Domherr und Abt von Weihenstephan (ca. 1423 — 1495)

Von Schulrat Alois Angerpointner

Zu den großen Söhnen der Gemeinde Weichs im Landkreis Dachau aus dem Geschlechte derer von Weichs gehört neben Degenhard dem Älteren von Weichs, der als Freisinger Domherr, „Canonicus“ zu Freising und Probst zu Moosburg im Jahre 1425 starb, und Degenhard dem

Jüngeren von Weichs, der als Domdekan zu Freising am 23. 2. 1539 gestorben und dessen Grabstein heute noch im Kreuzgang des Domes erhalten ist, zweifellos auch der Freisinger Domherr und nachmalige Abt des Benediktinerklosters Weihenstephan, Wolfgang von Weichs.